

# Aberglaube und Zauberei in der Schweiz

Autor(en): **Bächtold, Hanns**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-572333>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Denn sie ist wirklich eng, die Straßen so schmal; aber es gibt auch keinen Verkehr, der diesen Zwang sprengt. Und wirklich weht durch sie ein strenger, abweisender Geist, und mit dem Katholizismus, mit den schönen Heiligen, den süßen Büsserinnen, der lockenden Beichte und den schwärmenden Prozessionen hat auch alle Lebenslust sie verlassen. In streng geschiedenen Kasten leben die hundertdreißigtausend Bürger, Stand bleibt Stand, Vorurteile wachen über der Geselligkeit. Und nur zur Fastnachtzeit verwandelt sich die Stadt. Für drei Tage kleidet sich der Ernst in Narrentracht und tobt die Sittsamkeit des Jahres aus. Wie nur der Traurige wahre Lustigkeit kennt, so kennt auch diese Stadt den tollsten Uebermut. Aus dem ganzen Lande strömen die Freudenbesucher herbei, und ohne Schlaf und Reue wird ein großes Fest gefeiert, das sich im Herbst bei einer Messe schwächer wiederholt.

Ja, alle kennen diese Stadt, und keiner hat sie gesehen. Jeder glaubt, sie erledigt zu haben, wenn er vor ihren Böcklins und

Holbeins saß, das Rosa des Münsters und das Rot des Rathauses nicht vergessen hat. Aber wer ist in die mittelalterliche Seele der Stadt eingedrungen? Jede Stadt hat ihren Geist, und keine stellt ihn auf ihrem Marktplatz aus. Aber dort, wo die Gleise des Trams abbiegen, wo die Sterne des Baedefers verlöschen und die Cook-Gesellschaft zurückbleibt, da beginnt das Reich des heimischen Genius.

Alle waren in Basel, und der Tausendste hat die mittelalterliche, träumerische, ernste Seele der Stadt entdeckt. Denn diese Stadt auf sieben Hügeln, von Lindenduft durchzogen, mit alten Türmen und Märchenweduten, mit verwunschenen Kirchplätzen, mit feinem Gesang nachts aus italienischen Herbergen, mit dem ersten Sonnenstrahl auf roten Münstertürmen, am Ufer des grünen, grünen Rheins, diese Stadt mit alten Herren, die Jünglinge beschämen, mit einem Erlengehölz, in dessen Weibern freie Menschen frei baden, mit einem Wald von Schloten und der grünen Pfalz hoch über dem Rhein, diese Stadt ist natürlich Basel!

## Aberglaube und Zauberei in der Schweiz.

*Nachdruck verboten.*

Nach weitverbreiteter, irriger Anschauung muß man, um Aberglaube und Zauberei kennen zu lernen, in längst entschwundene Zeiten hinaufgehen, in Kulturperioden, die tief unter der unsrigen stehen. Denn, heißt es gewöhnlich, heute ist doch im Ernste niemand mehr abergläubisch und glaubt doch kein Mensch mehr an Zauberei. Ich wenigstens, so brüstet sich gewiß jeder, ich bin frei davon, dank der Bildung und Aufklärung, die ich genossen habe. Nun möchte ich aber im folgenden nicht allzu sehr in die Vergangenheit zurückgreifen, sondern einiges Wenige aus der Fülle dessen mitteilen, was die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde an Aberglauben und Zauberei der heutigen oder doch jüngstvergangenen Zeit in der Schweiz gesammelt hat. Daraus möge man indes nicht den Schluß ziehen, man sei in der Schweiz abergläubischer als anderswo oder wähne, noch besonders gut zaubern zu können. Was hier erzählt werden soll, findet sich fast aus-

nahmslos in andern, uns kulturell verwandten Ländern wieder, oft ganz gleich, oft in dem dortigen Volkscharakter angepasster Form, vor allem in Frankreich und Deutschland und den übrigen germanischen und romanischen Ländern, gar nicht zu reden von kulturell tiefer stehenden Völkern, z. B. den Slawen. Ja, mancher Aberglaube und manche Zauberei ist um das ganze Erdenrund verbreitet, als ein Allgemeingut fast der ganzen Menschheit.

Der Aberglaube ist nicht auf einzelne Teile des Volkes beschränkt, wenn es auch abergläubischere und weniger abergläubische gibt. Wir treffen ihn in der Schweiz wie in den andern Ländern in allen Ständen und in allen Gesellschaftskreisen an. Ueberall kennt man auch Zaubermitteln, drohendes Unheil abzuwehren oder dem Nächsten zu schaden. Bald glaubt man nur halb daran und verwendet sie in geistreicher Spielerei, bald aber beherrschen sie die Menschen und ihre

Handlungen in verhängnisvollster Weise. Das ganze menschliche Leben, die Natur und die Naturerscheinungen sind unerschöpfliche Quellen des Aberglaubens. Das Unbekannte und Rätselhafte, das sie dem Menschen darbieten, erregen in ihm sehr oft Furcht und das Bestreben, den scheinbaren oder wirklichen Gefahren, die sie in sich schließen, zu entinnen, und erwecken in ihm zugleich auch den Drang, das Leben, die Welt, und was sie im Innersten zusammenhält, zu verstehen und in der Gewalt zu haben. Diese Furcht und dieser Drang schufen eine Fülle von Mythen und Sagen, die oft voll zartester und zugleich gewaltigster Poesie sind, und beseeelten die tote und die lebende Natur. Sie führten aber auch zu seltsamen Anschauungen und Praktiken, die dazu dienen sollen, das Schicksal des Menschen zu begreifen und zu beherrschen — ein Endziel des Aberglaubens und das aller Zauberei.

Gewöhnlich spricht man heute, um die Unmasse dieser abergläubischen Meinungen und zauberhaften Praktiken richtig zu übersehen und zu beurteilen — was außerordentlich schwierig ist — nach dem Vorgehen von Professor Dr. Otto Stoll in Zürich von defensiven, offensiven und expeditiven abergläubischen Verfahren und versteht dabei unter defensivem Verfahren die Anschauungen und die Maßnahmen zum Schutz vor Krankheit und Unglück, unter offensivem die Versuche, mit Hilfe übernatürlicher Kräfte den Mitmenschen und sein Eigentum zu schädigen, und unter expeditivem Verfahren das Herbeizaubern günstiger Naturereignisse und das Bestreben, sich in den Besitz übernatürlicher Kräfte zu setzen.

\* \* \*

Krankheit und Unglück sind nach volkstümlicher Meinung in den allermeisten Fällen entweder eine Strafe oder Prüfung, die Gott dem Menschen auferlegt, oder aber namentlich das Werk des Teufels und seiner schlimmen Helfershelfer, eine Zauberei schlechter, bösariger Menschen. Mit Recht sieht man in dieser volkstümlichen Auffassung der Krankheit einen Rest des alten Naturdämonen- und Gespensterglaubens. Demzufolge sind

auch die Mittel zur Abwehr oder Bekämpfung meist wieder zauberhafter Art und bezwecken, den bösen Zauber zu brechen und damit die Krankheit zu heben. Nur selten sieht das Volk eine natürliche Ursache in der Krankheit und versucht, ihr durch jene Anzahl „erprobter“ Hausmittelchen der Volksmedizin beizukommen.

Das Volk kennt eine ganze Reihe magischer, uns seltsam anmutender Heilmittel. Ihre gelegentliche Wirkung — zum großen Teil wohl auf Autosuggestion beruhend — hat den Glauben daran bis in unsere Zeit kräftig erhalten. Außerordentlich verbreitet finden wir z. B. die Anschauung, daß man die Krankheit auf Dinge, Tiere oder andere Menschen ableiten und übertragen und sich davon befreien könne. Aus diesem Grunde halten sich viele Leute Turteltauben im Zimmer, weil diese Krankheiten an sich ziehen, so bei Schwindsucht, Rotlauf, Rheumatismus, oder wird eine Kröte ins Kamin gehängt und getrocknet, dann in ein Säcklein genäht und dem erkrankten Gliede umgebunden, oder aber man sperrt die Kröte in ein Loch und liegt mit der Kranken, schmerzenden Stelle darauf. Der Schmerz gibt dann nach, aber die Kröte stirbt. Will man Warzen vertreiben, so nimmt man ein buntes Bändchen oder eine Schnur und macht so viele Knoten, wie man Warzen hat. Dann wirft man die Schnur auf die Straße, und derjenige, der sie aufhebt, bekommt die Warzen. Andere — z. B. im Simmental — legen in der gleichen Absicht soviel Erbsen, wie sie Warzen haben, in einem Säcklein auf einen Kreuzweg, und wieder andere ritzen sich dort die Warzen blutig und streichen das Blut an einen Türpfosten. Wer die blutige Stelle anrührt, erhält die Warzen ebenfalls.

Sehr beliebt ist auch die Uebertragung von Krankheiten auf Pflanzen. Nach einem in alter und neuer Zeit weitverbreiteten Mittel heilt man das Zahnweh, indem man von einem Holunderbaumast einen feinen Span herausschneidet, damit das Zahnfleisch blutig ritzt und den Span sorgfältig wieder an seine Stelle unter die Rinde legt. Der Strauch soll allerdings unter dieser Prozedur zugrunde gehen, aber der Zahnschmerz mit dem

Verwachsen der Baumrinde verschwinden. Wer den Span herauszieht, bekommt das Zahnweh. Das gleiche Resultat erzielt man, wenn man mit einem Nagel im Zahnfleisch herumstochert, bis er blutig ist, und ihn dann in einen Baum schlägt — sobald er rostig wird, hören die Schmerzen auf (deshalb wählt man gern schon einen rostigen Nagel) — oder wenn man ein Haar in einen Baum verbohrt; das Zahnweh befällt den Menschen dann nicht wieder, bis der Baum umgehauen wird.

Auf diese und ähnliche Weise werden noch zahlreiche andere Krankheiten von Mensch und Vieh geheilt.

Eine besonders interessante und, wie Henri Gaidoz, der berühmte französische Folklorist, in seinem Büchlein „Un vieux rite médical“ zeigte, über die ganze Erde verbreitete Form dieses Krankheitsübertragens ist dann weiter das Abstreifen der Krankheit. Sie findet sich schon im alten Indien. Dieses Abstreifen geschieht in der Weise, daß der Kranke durch ein großes Baumloch oder durch einen durchlöchernten Stein, meistens Fündlinge, durch Leiter sprossen usw. kriecht oder gezogen und gezwängt wird. Zu solchen Bäumen und Steinen pilgert man oft von weither. Manchmal genügte es, namentlich wo weit und breit keine genügend große Löcher waren, wenn man nur das kranke Glied hineinsteckte, so z. B. in der Verenaschlucht bei Solothurn, wo sich in der östlichen Felswand ein ungefähr faußgroßes, nicht sehr tiefes Loch befindet. Steckt man durch dieses z. B. einen kranken Finger, so wird er nach dem Volksglauben geheilt. Das Mittel ist dort schon so oft versucht worden, daß das Gestein an jener Stelle ganz abgeschauert ist. In St. Jost am Bürgen (Kt. Nidwalden) ist im Altar hinten ein links verlaufender Schacht, der auf dieselbe Weise verwendet wird: die Wallfahrer strecken den Kopf hinein, um vom Kopfweh geheilt zu werden. Wo auch ähnliche Löcher fehlen, ist man noch praktischer. Im Kanton Baselland glaubt man irgend einen „Schaden“ oder eine Krankheit dadurch heilen zu können, daß man an einem Karfreitag morgen einen Weidenast, so wie er am Stoc ist, der Länge nach spaltet und den Kranken unter Anrufung der drei

höchsten Namen durch den Spalt zieht und den Ast nachher wieder zusammenbindet; sowie er wieder zusammenwächst, vergeht die Krankheit, wogegen man im Kanton Zürich und im Emmental einen Brombeerzweig im Walde sucht, der an beiden Enden angewachsen ist, und darunter durchschlüpft, um von Eizen (Furunkeln) und Ausschlag geheilt zu werden; auch dabei werden meist die drei höchsten Namen genannt.

Diese Zeremonien werden als Abstreifen von Krankheiten bezeichnet, weil nach verbreiteter, schon von Jacob Grimm ausgesprochener Meinung, dadurch eine Uebertragung der Krankheit auf den Stein oder Baum bezweckt wird. Nach anderer Anschauung sieht man darin eine Nachahmung der Geburt und hofft, durch diese symbolische Wiedergeburt einen neuen, gesunden Menschen zu schaffen.

Nicht mindern Ansehens erfreut sich das Vergraben der Krankheit. Will man — um als Beispiel wieder die Warzen anzuführen — Warzen wegbringen, so versieht man eine Schnur mit soviel Knoten, wie man Warzen hat, und vergräbt sie dann unter der Dachtraufe oder auf dem Kirchhofe. Geht die Schnur in Verwesung über, so verschwinden auch die Warzen. Meist schneidet man — gegen Fieber — dem Kranken ein Bündel Haare und einige Nägel ab und vergräbt sie in der Erde, um das Fieber zu vertreiben. Und ähnlich ist das allbekannte Mittel gegen Seitenstechen, nach dem man einen Stein aufhebt, auf dessen untere Seite spuckt und ihn wieder auf den Boden legt, oder das Rezept gegen Nasenbluten, nach welchem man in ein Loch im Boden drei Tropfen Blut fallen läßt und es dann mit einem Steine zudeckt.

Statt die Krankheit zu vergraben, kann man sie auch nur verpflocken. Ich erinnere an die schaurige Erzählung Jeremias Gotthelfs „Die schwarze Spinne“ und an die zahllosen Sagen, in denen die Pest in irgend ein Loch, z. B. eines Balkens getrieben und darauf ein Pflock gesetzt wird. Wenn man, selbst nach Jahren, unachtsamerweise den Pflock herauszieht, bricht die unheilvolle Krankheit aufs neue los. So, wie die Pest verpflockt wird, verpflockt man noch zahlreiche Krankheiten,

meist, indem man, wie beim Bergraben, Haare, Nägel und andere Teile des Kranken mitverpflückt.

Krankheiten können aber auch weggeschwemmt werden; man wirft sie in fließendes Wasser. Hat man Frostbeulen oder einen Kropf, so stellt man sich im Kanton Zürich an ein fließendes Wasser, während es einem Verstorbenen zu Grab läutet, und spricht:

„Es lüet inere Lich ins Grab,  
I wäsche mini Bülen ab.“

Gegen Zahnweh wirft man die ausgerissenen Zähne in fließendes Wasser, und gegen das Fieber wird dadurch angekämpft, daß man es, wie schon im indischen Altertum, auf einen Stod überträgt und diesen in fließendes Wasser wirft.

Wo alle diese Mittel nichts helfen oder wo man an ihre Kraft nicht recht glaubt, greift man gern zu den radikaleren Mitteln, die Krankheit durch eine Besprechung, durch einen Zaubersegen zu vertreiben. Ursprünglich (vielleicht) Gebete für die Heilung einer Krankheit, von denen man sie manchmal kaum unterscheiden kann, sind sie zu Beschwörungen geworden, die in geheimnisvoller Weise und unter Beobachtung mancher Zeremonien ausgeführt werden: Man darf sie nur murmeln, ältern Personen nicht mitteilen, und wer sie über einem Kranken spricht, darf nichts für seine Hilfe fordern, sondern nur nehmen, was man ihm gibt. Sie können nicht zu allen Zeiten vorgenommen werden. Als die günstigste gilt die Stunde vor Sonnenaufgang an einem Freitag zur Zeit des abnehmenden Mondes. Nicht immer ist es nötig, daß der Beschwörer bei der kranken Person sei: das Besprechen kann auch auf Distanz geschehen. Oft nimmt der Besprecher bei seiner Arbeit eine bestimmte Stellung ein, er kniet oder steht, bestreicht, wenn er beim Kranken ist, die kranke Stelle, und vielfach glaubt man, daß er durch das Beschwören physisch in Mitleidenschaft gezogen werde, daß es ihn „angreife“.

Für alle Krankheiten gibt es solche Segen. Wir kennen sie aus zahlreichen Aufzeichnungen auf Blättern und besonders Heftchen, wie sie noch häufig auf dem Lande namentlich im Gebrauch sind und oft abgeschrieben werden. Es wäre außer-

ordentlich wünschenswert, wenn sie auch in unserer Gegend gesammelt würden, wie es jetzt in Deutschland geschieht. Zum Teil gehen sie in hohes Alter zurück; ich erinnere an die sog. Merseburger Zaubersprüche, die uns aus dem zehnten Jahrhundert aufgezeichnet erhalten sind, die aber zweifellos in noch ältere Zeit zurückgehen, und an die Sammlungen, die zum Teil aus dem dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert stammen und heute noch vielfach unter dem Namen Albert Magnus' ägyptische Geheimnisse, der Geistliche Schild, Romanusbüchlein usw. gedruckt werden und großen Absatz finden. Oft trifft man sie, ganz gleich lautend, in germanischen, romanischen und slawischen Sprachen an, ein Hinweis, daß sie aus dem Lateinischen des Mittelalters stammen und daraus übersetzt sind.

Aus der großen Zahl dieser Segen seien nur ein paar spärliche Proben mitgeteilt. Im Sarganserlande z. B. wendet man einen solchen gegen Zahnweh an. Er lautet:

St. Petrus stand unter einem Eichenbusch.  
Da sprach unser lieber Herr Jesus Christus zu Peter: „Warum bist du so traurig?“  
Petrus sprach: „Warum sollte ich nicht traurig sein? Die Zähne wollen mir im Munde verfaulen.“  
Da sprach unser lieber Herr Jesus Christus zu Petrus:

„Petrus, gehe hin in den Grund,  
Nimm Wasser in den Mund  
Und spei es wieder in den Grund.“  
††† Amen.

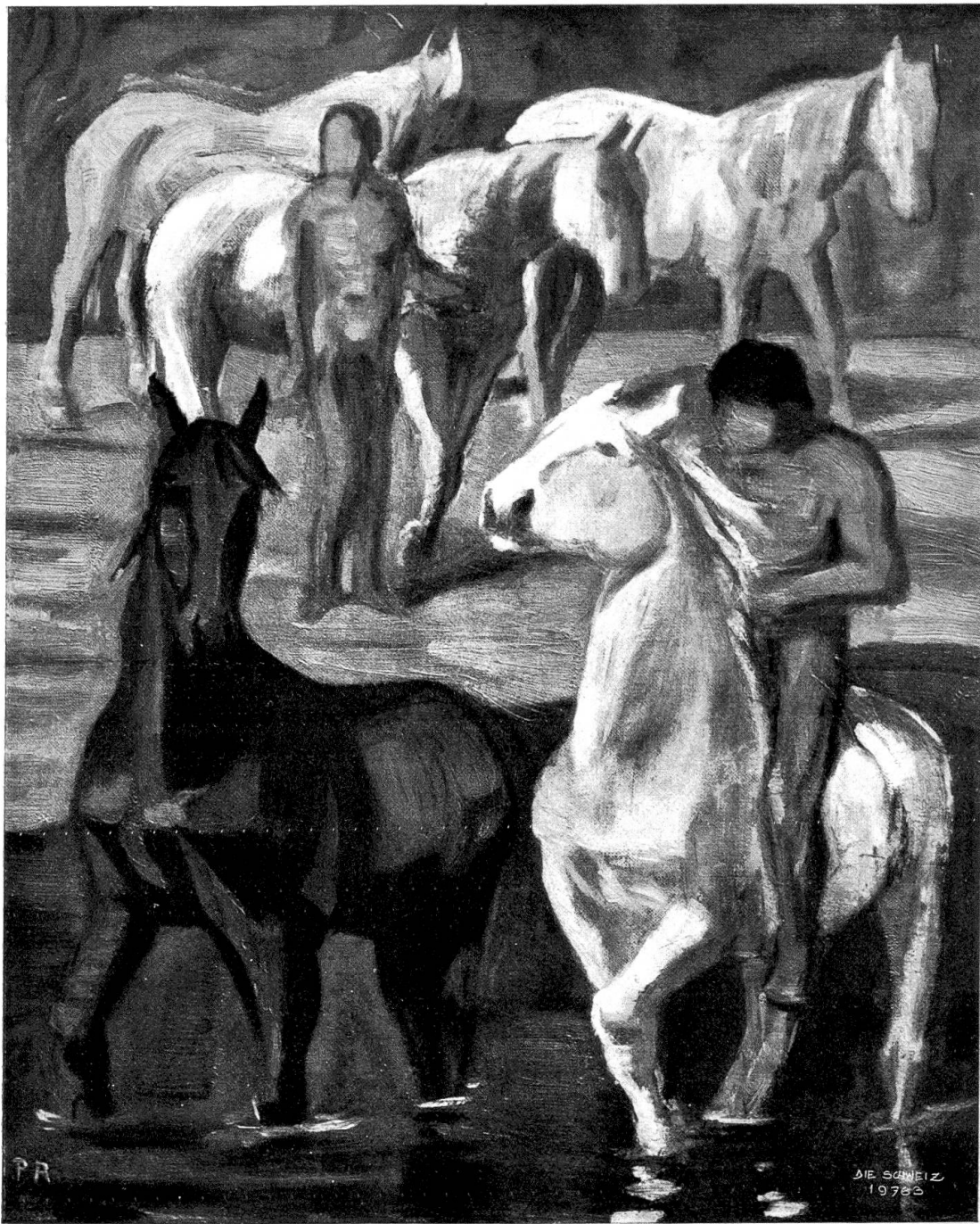
Gegen Muskelschwund braucht man in derselben Gegend den folgenden Segen:

„Du schweinst aus deinen Nerven,  
Du schweinst aus deinem Fleisch,  
Du schweinst aus deinem Blut.  
Schwein aus deinem Mark!  
Schwein aus deinem Bein!  
Schwein aus deinen Nerven!  
Schwein aus deinem Blut!  
Schwein aus deiner Haut!  
Schwein in das weite Meer,  
Wo sich weder Mensch noch Vieh  
vermehrten kann.“

Das muß dreimal gesprochen werden. Dann wird das kranke Glied mit der Hand berührt und gesprochen:

„Was ich greife, das wachse!“

Und indem man mit der andern Hand auf irgend einen Gegenstand hinweist, fährt man fort:



Paul Althert, Basel.

Pferdeschwemme.  
Phot. Dh. & E. Lindt, Zürich.



„Und was ich sehe, das Schweine!  
Gott Abraham, Gott Isaaß und Gott Jakob  
treiben alles Böse von dir!“

Den Schluß bildet — wie bei den mei-  
sten dieser Besegnungen — das in den drei  
höchsten Namen über das franke Glied ge-  
schlagene Kreuzeszeichen.

Besonders verbreitet sind die Segen  
gegen Blutungen.

„Es liegen drei Rosen unter unsers lieben  
Herrn Gottes Herz,“ heißt ein solcher, „die erste  
ist Demut, die andere die Sanftmut, die dritte  
Gottes Will. O Blut, stehe bei dem N. N. still,  
was der liebe Gott von dir haben will!  
††† Amen.“

Und ein anderer gegen Verrenkung  
lautet im Kanton Bern ganz gleich wie  
in Albertus Magnus Aegyptischen Ge-  
heimnissen:

„Es ging ein Hirsch über eine Heide,  
Er ging nach seiner grünen Weide,  
Da verrückt er sein Bein  
An einem Stein.  
Da kam der Herr Jesus Christ  
Und schmiert es mit Salz und Schmer,  
Daß es ging hin und her.  
Im Namen ††† Amen.“

\* \* \*

Weit gefährlicher aber als diese defen-  
siven abergläubischen Praktiken sind mei-  
stens die offensiven; denn in ihnen  
kommt die Börsartigkeit des Menschen so  
recht zum Vorschein. Zum Teil sind sie  
im Volke allgemein bekannt, zum Teil  
ist ihre Kenntnis auf wenige beschränkt,  
die als Hexen, Hexenmeister, „Strüdel“,  
und wie man sie sonst noch nennt, von  
den andern gelegentlich konsultiert wer-  
den oder aus eigenem Antriebe die  
Menschen und ihre Habe zu schädigen ver-  
suchen, „leidwerche“, wie man es heißt.  
Meist sind es dieselben, die auch im Be-  
sitze wirksamer Zaubersagen sind, von  
denen ich vorhin einige anführte. Sie  
können schon auf recht einfache Weise den  
Mitmenschen Uebles antun, so durch  
bloßes Unwünschen eines Uebels, in-  
dem sie einen Zauberspruch hermurmeln,  
durch „Verschreien“, d. h. durch über-  
mäßiges Loben der Gesundheit, Schön-  
heit, Kraft oder sonstiger guter Eigen-  
schaften an Mensch und Vieh, was das  
Gegenteil herbeiführen soll — die Mehr-  
zahl aller Krankheiten gilt als verschrien  
— oder durch ihren „bösen Blick“, ein  
schon im Atertum und heute auf der

ganzen Erde gefürchtetes Mittel der bösen  
Leute und Zauberer. Allen diesen ge-  
fürchteten Angriffen auf Leib und Gut  
sucht man durch Tragen von Amuletten  
und Anwendung von Gegenzauber zu ent-  
gehen, sucht z. B. durch gewisse Gesten, die  
sog. „Zeige“, oder indem man den kleinen  
und den Zeigefinger ausstreckt und die  
andern Finger schließt, oder durch das  
sog. „Abklopfen“, d. h. durch dreimaliges  
Klopfen mit dem Zeigefinger z. B. an  
die untere Seite der Tischkante den aus-  
geübten Zauber unschädlich zu machen.

Vielfach sind es aber ganz bestimmte,  
zauberhafte Handlungen, die vorgenom-  
men werden. So kann man z. B. einen  
Menschen „totbeten“, indem man ge-  
wisse Psalmen, vor allem den 119. („Wohl  
denen, deren Weg unsträflich ist“), und an-  
deres des Morgens und Abends betet oder  
beten läßt. Der Glaube an dieses Tot-  
beten ist noch weitverbreitet; Jeremias  
Gotthelf berichtet uns öfters davon in sei-  
nen Erzählungen. Es wird auch oft gegen  
Hexen selbst angewendet, die sonst durch  
kein Mittel zu bewegen sind, von ihren  
bösen Künsten abzulassen, und nach dem  
Volks glauben ist es am vorteilhaftesten  
und wirkungsvollsten, in diesem Fall das  
Totbeten durch Kapuziner besorgen zu  
lassen.

Ein anderes Mittel, den Tod eines  
Menschen herbeizuführen oder den Men-  
schen siech zu machen, ist das Vernageln.  
Es kann auf verschiedene Weise ausgeführt  
werden. Am wirkungsvollsten, wenn man  
Vor- und Geschlechtsnamen des zu „Ver-  
nagelnden“ auf einen Papierstreifen  
schreibt. Dann wickelt man ihn um den  
Kopf eines Nagels und schlägt diesen mit  
drei Schlägen „in drei Lüfels Name“ in  
Scheitelhöhe eines Baumes. Wird der  
Nagel bis ins Mark des Baumes getrieben,  
so stirbt der Vernagelte in dem Augen-  
blick, wo der Nagel das Mark berührt.  
Schlägt man ihn nur ein Stück weit  
ins Holz, so beginnt der, dem der Nagel  
gilt, zu kränkeln und siecht langsam dahin.  
In diesem Fall muß man den Nagel alle  
Jahre um die gleiche Zeit etwas weiter  
ins Holz hineinschlagen. Sieht aber je-  
mand zufällig den im Baum steckenden  
Nagel und schlägt ihn ganz ein, so stirbt  
die genagelte Person sofort. Nach der Mei-



nung der einen soll der Nagel nachts zwölf Uhr auf dem Friedhof geholt werden. Man darf dabei aber nicht durch die Kirchhofstüre gehen, sondern muß über die Mauer steigen. Nach der Meinung der andern muß es aber ein rostiger Roßnagel sein und soll man beim Einschlagen die drei höchsten Namen und denjenigen des Feindes nennen, den man vernageln will. Nach dem einen muß der Nagel in eine Eiche, nach dem andern in einen beliebigen Baum, nach dem dritten in einen Baum, der dem zu Vernagelnden gehört, womöglich in den Baum, der anlässlich seiner Geburt gepflanzt wurde, seinen Lebensbaum, geschlagen werden. Die Prozedur wird im Sarganserlande an irgend einem Tage vor Sonnenaufgang, im Simmental womöglich in der Neujahrsnacht zwischen elf und zwölf Uhr vorgenommen.

Erst vor wenigen Jahren hat das Vernageln in einem Stadtzürcher Giftmordprozeß eine große Rolle gespielt — ein Zeichen, wie sehr es noch im Schwange ist.

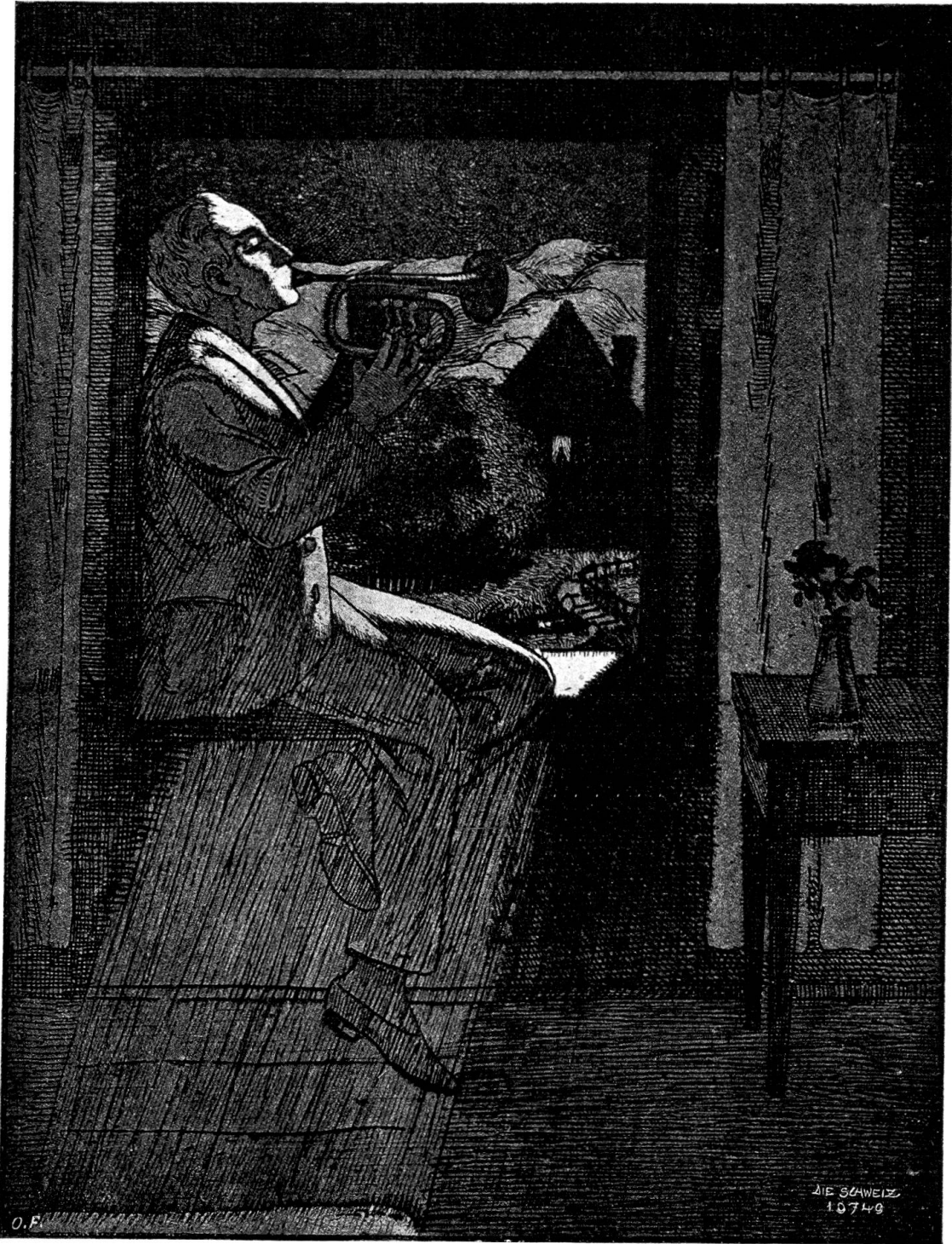
Nicht immer geht der Haß des Zauberebers so weit, daß er seinem Mitmenschen nach dem Leben trachtet, ihn krank macht oder tötet. Oft begnügt er sich damit, ihn sonst mit Schmerzen und Ungemach zu quälen. Dann verursacht er ihm Alpdruck, Doggeli oder Schrätteli, jene beängstigende Stimmung, wo der Schlafende sich wie von einem Gegenstande, einem Tiere oder sonst etwas bedrückt fühlt und sich seiner eine hochgradige Angst bemächtigt. Meist erzählen die Leute, sie hätten gesehen, wie das Doggeli zur Tür hereingekommen sei und sich dem Bette genähert habe, und sie hätten gespürt, wie es bei den Füßen angefangen habe, dann langsam den Körper hinaufgekrochen sei, wie das zottige Fell des Ungetüms sie gestochen und wie es versucht habe, ihnen nach dem Halse zu langen und sie zu würgen, bis ihnen endlich gelungen sei, es gewaltsam von sich wegzuschleudern, worauf es vom Bett geglitten, die Türe aufgemacht und verschwunden sei. Das Doggeli hat gewöhnlich die Gestalt eines zottigen Hundes. Wenn es vom Bette fällt, so ist es, wie wenn ein Sack zu Boden fiel. Will man nach ihm greifen, so verschwindet es. Sollte es aber doch gelingen, es zu fassen, so glaubt das

Volk, daß man es durch Schläge zwingen könnte, sich in seiner wahren Gestalt — in den meisten Fällen als nackte Frau — zu entpuppen. Dem Ergreifen weicht das Doggeli aus, indem es sich in irgend einen unauffälligen Gegenstand verwandelt, z. B. in eine Nadel oder einen Strohhalbm. Wenn man dann eine solche Nadel glühend macht und ihre Spitze durch das Dehr zieht, so muß die Hexe sterben, sofern sie sich nicht zu erkennen gibt.

Noch andere Mittel stehen dem Zauberer zur Verfügung; er kann einen Menschen auf weite Entfernung selbst prügeln. Er braucht dazu nur ein Kleidungsstück des Betreffenden oder auch nur einen Feszen, der mit ihm in Berührung war. Den legt er auf die Türschwelle und schlägt darauf los, und der, den er prügeln will, spürt alle Schläge mit gleicher Wucht, mit der sie geschlagen werden. Das gleiche Resultat erzielt er, wenn er einfach eine Kaze nimmt, sie in einen Sack steckt und mit den Worten: „Du heißest N. N.“ tüchtig verprügelt.

Und wie man auf Entfernung prügeln kann, so ist es auch möglich, auf Entfernung zu stehlen, vor allem Kühe und Ziegen zu melken. Die Hexe nimmt dazu ein Milchgefäß zwischen die Beine, setzt sich auf einen Melkstuhl und ahmt an einem geknüpften Tuch die Bewegung des Melkens nach, worauf von einer Kuh, die sie sich vorher gedacht hat, Milch in den Kessel fließt.

Recht unangenehm mag auch das sog. Stellen sein, das schon mehr im Dienst der Justiz ausgeübt wird; denn es wird heute fast nur gegen Diebe angewendet, um sie als solche kenntlich zu machen, und bezweckt, durch Aussprechen einer Zaubersformel einen Menschen oder ein Tier an dem Ort, wo er gerade ist, und in der Stellung, die er gerade innehat, für kürzere oder längere Zeit zu bannen und unbeweglich zu machen. Aber auch sonst werden Menschen und Tiere gestellt. Aus dem Wallis wird uns von einem Wunderdoktor Bärtschi berichtet, der einst gegen Saasgrund ritt und einen seiner Gegner auf dem Felde mähen sah. Doch plötzlich hörte dieser auf zu mähen; denn die Sense schnitt nicht mehr. Er wehte und wehte; aber alles Wehen war fruchtlos, die Sense



Hans Martwaldt, Zürich.

Mondnacht.  
Radierung.



hatte die Schärfe verloren. Da schaute er auf und gewahrte den Wunderdoktor, der ihn spöttisch auslachte. Da wurde das Bäuerlein zornig und rief: „Du Spizbube, kann ich keinen Schnitt mehr tun, so sollst du auf deinem Pferde auch stille stehen!“ Kaum gesagt, stand das Pferd schon still, und Bärtschi vermochte es nicht mehr von der Stelle zu bringen, bis er sich mit dem Bauer ausgesöhnt und seinerseits den Zauber gegen die Sense gehoben hatte.

Die Zauberformel, durch die man „stellen“ kann, kennen wir aus dem sog. Diebsbann, der Stellung der Diebe.

„Unsere liebe Frau in einen Garten trat,“  
Iautet ein solcher, der aus den verschiedensten Teilen der Schweiz bekannt ist und sich ganz gleich in Albertus Magnus' Aegyptischen Geheimnissen wiederfindet,

„drei Engel ihr da pflegen. Der erste heißt St. Michael, der ander St. Gabriel, der dritte St. Petrus. Da sprach Petrus zu unserer lieben Frau Maria: ‚Ich sehe dort drei Diebe heringehen, die dir dein Kind stehlen und töten.‘ Da sprach unsere liebe Frau Maria:

„Petrus bind! Petrus bind sie mit eisernen  
Mit Gottes Händen [Banden,  
Und mit seinen heiligen fünf Wunden,

damit sei mit Gabriel auf diesen Tag und diese Nacht und dies ganze Jahr und für immer all mein Gut verbunden. Wer mir etwas daraus stehlen will,

Muß stehen als ein Stoß  
Und sehen als ein Boß  
Und muß stille stehen  
Und aufgehen,  
Damit er nicht von dannen mag gehen,  
Bis daß ich ihn mit meiner Zunge weiter  
heiß gehen.

Dies zähle ich mit Gabriel heute diesen Tag und diese Nacht und dies ganze Jahr und für immer allen Dieben zu, das zur Buß. Dazu ver helfe mir Gott der Vater, Gott der Sohn und Gott der heilige Geist. Amen.“

Die Aufhebung des Bannes geschieht dann durch den Spruch:

„Im Namen der hochheiligen Dreifaltigkeit“ (das muß dreimal gesprochen werden) „gehe du, woher du gekommen bist!“

Ein anderer Diebsbann aus dem Kanton Zürich stellt dem Dieb eine unmögliche Aufgabe — ein häufiges Motiv, um einen Geist unschädlich zu machen, auch als Strafe für eine arme Seele, wie sie im Altertum die Danaiden zu leisten hatten. Er lautet:

„Ist mir mein Gut verbunden. Wer mir etwas stiehlt, der soll stehen bleiben zu einem Stoß und über sich schauen als ein Boß, kann er mehr zählen als alle Stern, die am Himmel stehen, als Laub und Gras, Regen und Schneeflocken, so kann er mit seinem gestohlenen Gut laufen, wo er will. Kann er es nicht, so soll er stehen bleiben zu einem Pfand, bis ich ihn mit meinen lieblichen Augen überschauen kann und ihn mit meiner Zunge heiß weiter gehen.“

Wie aber auf solch zauberhafte Weise ehrliche Menschen und Diebe „gestellt“ werden können, so kann man auch die Diebe zugleich zwingen, das Gestohlene wieder zurückzubringen.

„Schreib“ — verordnet ein Rezept aus dem Kt. Zürich — „auf zwei Zettelchen folgende Worte:

„Abraham hat's gebunden, Isaaß hat's erlöst, Jakob hat's heimgeführt, es ist so fest gebunden als Stahl und Eisen, Ketten und Banden.“ Dann lege den einen Zettel über die Türe, den andern unter die Schwelle, sprich dreimal die drei höchsten Namen, so kommt der Dieb am dritten Tag und bringt den Diebstahl.“

Und nach einem andern aus dem Kanton St. Gallen muß man vor Sonnenaufgang drei Ballen formen, einen aus Salz, den zweiten aus Butter und den dritten aus Brot, und sie ins Feuer legen mit den Worten:

„Ich lege dir, Dieb oder Diebin, Brot, Salz und Schmalz auf die Glut, wegen deiner Sünde und Uebermut; ich lege es dir auf Lung, Leber und Herzen, daß dich ankommt ein großer Schmerz. Es soll dich anstoßen eine große Not, als wenn es dir tät der bittere Tod. Es sollen dir alle Adern krachen und Todeschmerzen machen, daß du keine Ruhe nicht hast, bis du das Gestohlene bringst und hintust, wo du es gestohlen hast.“

Das muß dreimal unter Nennung der drei höchsten Namen gesprochen werden.

\* \* \*

Weitaus ansprechender und oft voll Poesie sind die abergläubischen Bräuche, durch die man die Zukunft vorauszuwissen und sie günstig zu beeinflussen sucht. Und gerade diese expeditiven abergläubischen Handlungen und Meinungen sind auch noch in Kreisen der Bevölkerung verbreitet, die sonst von Aberglauben mehr oder weniger frei sind. Was dem einen als Zufall erscheint, das bereitet vielleicht einem andern als „böses“ Vorzeichen schweren Kummer, und mancher, der sonst über sie lacht, muß sich gestehen — wenn er ganz ehrlich gegen sich selbst ist —

daß er dann und wann Mühe hat, nicht daran zu glauben, nicht irgend ein Vorzeichen, das ihm gesucht oder ungesucht begegnet, in gutem oder schlechtem Sinne als Ahnung oder Vorzeichen auslegen zu wollen. Gar manches Vorzeichen stammt wohl aus der Weisheit der alten germanischen und römischen Priester, deren Aufgabe und deren Kunst es ja auch war, die Zukunft aus allerlei Zeichen vorzusagen. Wer ist z. B. noch nie mit dem linken Fuß zuerst vom Bette aufgestanden statt mit dem rechten? Es ist vielen vielleicht noch gar nie eingefallen, wenn sie wirklich darauf geachtet haben, das als schlimmes Omen auszulegen; sie kennen es zweifellos nur aus der Redensart: „Er ist mit dem linken Bei ufgestande“, d. h. er ist unwirscher Stimmung. Es gibt aber Leute, die anders denken. Wenigstens ist mir jüngst von einem Ostschweizer Bauern erzählt worden, der dem Unheil, das aus diesem „lähnen“ Aufstehen entstehen könnte, sicher ausweichen wollte und deshalb die linke Seite des Bettes an die Wand stieß — und trotzdem mit dem linken Fuß zuerst aufstand.

Es läßt sich noch manches beobachten am Morgen, aus dem man Schlüsse ziehen kann auf Glück oder Unglück während des folgenden Tages.

„Morgengnuß — früe en Verdruß“  
oder „Morgengnuß — z'Wig Verdruß!“

heißt es im Kanton Zürich. Wenn man am Morgen aber zweimal nacheinander niesen muß, so meint man im Kanton Bern, daß man einen Brief bekomme; geschieht es gar dreimal, so darf man auf Glück hoffen. Begegnet einem am Morgen oder beim Antritt einer Reise zuerst eine alte Frau, wird einem Widerwärtiges widerfahren. Das wissen vor allem unsere Jäger, die, altem Glauben folgend, dann lieber wieder umkehren, weil sie doch keinen Erfolg erwarten dürfen auf der Jagd. Dagegen winkt ihnen Glück, wenn zuerst eine junge Person ihren Weg kreuzt. Weitverbreitet ist auch der Glaube vom Ohrenläuten. Läutet's einem in den Ohren, so redet man über ihn; läutet's im rechten Ohr, so sagt man etwas Gutes, tönt's aber im linken, so sagt man etwas Böses.

Die Tierwelt namentlich vermag

dem Abergläubigen manches Zukünftige zu verraten.

Spinne am Morgen —  
Kummer und Sorgen;  
Spinne am Nachmittag —  
Freude am dritten Tag;  
Spinne am Abend —  
Erquickend und labend

glauben die einen, die andern deuten es als glückbringend aus, wenn sie am Morgen eine Spinne sehen, als unheilvoll, wenn ihnen am Abend eine zu Gesichte kommt.

Wie verhaßt sind nicht die Raben — die Unglücksrabens — die krächzend unsern Weg überfliegen und uns so schwarzes Unheil verheißen! Wie froh ist man aber, wenn Schwalben oder Rotkehlchen am Hause nisten; denn mit ihnen zieht Frieden ins Haus ein und wird das Haus gegen Blitzschlag geschützt. Auch die Kreuzspinne sieht man gern; sie bringt Glück, und man vermeidet es ängstlich, sie zu töten, weil man dadurch Unglück ins Haus ziehen würde. Und vor nicht allzu langer Zeit hegte man in manchen Gegenden unseres Vaterlandes sorgfältig die sog. Hauschlangen in Herd und Stall, weil sie als heilig und segenspendend betrachtet wurden!

Sonne, Mond und Sterne, die Pflanzen- und die Tierwelt vermögen uns noch sehr vieles zu sagen. Oft mögen ganz richtige Beobachtungen zugrunde liegen, wie z. B. bei einzelnen Wetterregeln und ähnlichem, oft aber erscheinen uns die daraus gezogenen Schlüsse einfach als Produkte der Phantasie, wie z. B. der Glaube, daß das vierblättrige Kleeblatt Glück bringe, daß der Wunsch, der beim Fallen einer Sternschnuppe getan wird, in Erfüllung gehe, daß im Frühling der Ruckuck uns mit seinem Rufen die Lebensdauer ankündige oder — falls wir gerade Geld in der Tasche haben — Reichtum voraussagen könne, daß, wenn die Katze sich putzt, Besuch komme, wenn der Hund Gras fresse, es bald regne, usw. Es gibt wohl nichts, keine Naturerscheinung, kein großes und kleines Ereignis, weder Träume noch wirklich Erlebtes, das nicht in irgend einer Weise als „Vorzeichen“ ausgelegt werden könnte und ausgelegt wird; denn immer, und besonders bei wichtigen Unternehmungen und bedeut-

namen Vorkommnissen, wie der Geburt eines Kindes, bei der Heirat oder in Krankheit, erfüllt die Begierde den Menschen, den Schleier der Zukunft zu heben. Daß das an gewissen Tagen besonders gut möglich sei, ist uralter Glaube. Deshalb werden gerade am Schlusse und am Anfang eines Jahres zahlreiche Orakel versucht. Der eine, der Wert darauf legt, die Bitterungsverhältnisse des kommenden Jahres kennen zu lernen, schneidet am Weihnachtsabend eine Zwiebel entzwei, füllt zwölf der ausgelösten, schalenförmigen Schichten, die je einen Monat bedeuten, mit Salz und schließt aus der Feuchtigkeit, die das Salz am andern Morgen gezogen hat, auf die Niederschläge des betreffenden Monats, der andere stellt eine Jerichorose (*Anastatica hierochuntica*) in ein mit Wasser oder gar Weihwasser gefülltes Gefäß und glaubt aus ihrem Aufgehen auf ein gesegnetes Jahr schließen zu dürfen.

Die junge Welt vor allem ist an Weihnachten arg beschäftigt. Denn wenn einer in der Heiligen Nacht beim Läuten von neun Brunnen je drei Schlücke trinkt, sieht er nachher seine Zukünftige an der Kirchentüre stehen. Die Mädchen aber klopfen an die Tür des Schafstalles: blöken die Schafe, so bekommen sie im nächsten Jahre einen Mann. Oder sie ziehen ein Scheit aus dem Holzstoß: hat es Rinde, so ist der Zukünftige reich, ist es krumm, so ist er es auch usw.

Besonders beliebt ist als Orakelnacht die Andreasnacht (30. November). Da wirft man, um zu erfahren, ob man im kommenden Jahre heiraten wird, den rechten Schuh rückwärts über die linke Achsel die Treppe hinunter und ist glücklich, wenn die Spitze des Schuhs gegen außen, von der Treppe abgewendet, zu liegen kommt; denn dann geht der Wunsch in Erfüllung. Oder man besteigt, rückwärts schreitend, das Bett und betet:

„Hier uf der Bettstatt sitz-i,  
O Andreas, ich bitt-di,  
Zeig mer hinecht i der Nacht,  
Wele Schatz mich denn biwacht.  
Ist er rych, so chunt er g'ritte,  
Ist er arm, so chunt er g'schritte,  
Ist er fremd und unbekannt,  
Chunt er mit emene Stecke i der Hand.“

Aber man begnügt sich nicht damit, die

Zukunft vorher zu wissen, man versucht auch, sie in erwünschtem Sinne zu beeinflussen. Damit einem z. B. das Geld nicht ausgeht, nimmt man die Eier aus einem Schwalbennest, siedet sie und bringt sie wieder ins Nest zurück. Dann legt die Schwalbe ein Steinchen hinein, und wenn man dieses im Portemonnaie nachträgt, kommt das ausgegebene Geld immer wieder ins Portemonnaie zurück. Oder will der Bauer ein Stück Vieh gut verkaufen, so führt er das Tier an ein fließendes Wasser, gießt drei Hände voll darüber und spricht:

„Es muß mir jedermann nachlaufen und muß mir mein Vieh abkaufen. So wahr als Jesus Christus taufte am Jordan, so wahr taufe ich dich. †††.“

Wer im Spiel gewinnen will, bindet ein Fledermausherz an einem seidenen Faden unter denjenigen Arm, dessen Hand ausspielt. Sich stich- und kugelfest zu machen, sind auch heute noch viele Leute bemüht. Sie wenden dafür Zaubersegen an, z. B. den folgenden:

„Ich schreite über die Tür und Schwellen,  
Gott, der Herr, ist mein Gesellen,  
Der Himmel ist mein Hut,  
Der Heilig Geist ist mein Schwert,  
Der mich angreift, den hab ich lieb und wert.  
Man soll mich nicht schießen,  
Man soll mich nicht hauen,  
Man soll mich nicht stechen,  
Man soll mich nicht schlagen.  
Niemand soll kein Gewalt und Macht über mich  
Es behüte mich Gott †††.“ [haben.

Um zu wissen, was andere denken, trägt man den nach dem Volksglauben im Neste jedes Zaunkönigs liegenden kleinen Stein immer auf sich, und um sich unsichtbar zu machen, sucht man in der Nacht des St. Johannistages zwischen elf und zwölf Uhr reifen Farnsamen oder trägt man das rechte Auge einer Fledermaus auf sich. Gar vorteilhaft ist es auch, ein Wiedehopfenauge bei sich zu haben. Trägt man es auf der Brust, so macht man sich bei allen Leuten angenehm und werden einem die Feinde hold; legt man es aber ins Portemonnaie, so gewinnt man an allem, was man verkauft.

Hieher gehört auch der Liebeszauber, dessen zahmste Praktik unser Volk aus dem schon öfter erwähnten Albertus Magnus, Aegyptische Geheimnisse, kennt. „Daß dich eine lieben muß,“ heißt es dort:

„Nimm Federn von einem Hahnenschweif, drücke sie ihr dreimal in die Hand!“ oder: „Nimm eine Turteltaubenzunge in den Mund, rede mit ihr lieblich, küsse sie hernach auf ihren Mund, so hat sie dich so lieb, daß sie dich nicht mehr lassen kann.“

\* \* \*

„Was hat das alles zu bedeuten, woher hat unser Volk all diese seltsamen Meinungen und Praktiken?“ wird sich der Leser fragen. Darauf möchte ich zum Schlusse noch kurz eine Antwort geben.

Aberglaube und Zauberei sind zum größten Teile nichts anderes als letzte Ueberreste alten Glaubens, der von den führenden Kreisen unserer Kulturgemeinschaft nicht mehr geteilt und deshalb verurteilt wird; denn der „alte“ Glaube ist jedesmal für den, der über ihn hinaus ist oder zu sein meint, Aberglaube. Der abergläubische Brauch, die Zauberei sind einmal Ritus des lebendigen Glaubens gewesen, mögen nun auch mit dem Bewußtsein ihres ursprünglichen Sinnes ihre frühern, häufig viel höhern und reichern Ausführungsmittel verloren gegangen oder zu kläglicher Niedrigkeit herabgesunken sein (Abrecht Dieterich).

Weil die geistige Entwicklung der

Menschheit nur sehr langsam fortschreitet, treffen wir oft ein seltsames Gemisch von altem und neuem Glauben, von alter und neuer Weltanschauung, von Aberglaube und — nach unserer Meinung wenigstens — durch Beobachtung und Erfahrung wohlbegründetem Glauben. Deshalb gab es stets Aberglaube und wird es stets geben, solange die Menschheit sich entwickelt, weil nie alle Völker und alle Kreise eines Volkes in der Entwicklung gleichen Schritt halten können.

Für die Wissenschaft hat das Studium des Aberglaubens und der Zauberei eine große Bedeutung, weil wir auf diesem Wege zu der Erkenntnis von Grundformen religiösen Denkens vordringen, zu den Wurzeln religiöser Anschauungen früherer Zeiten gelangen können. Allerdings ist hiefür noch viele Arbeit notwendig, müssen noch weit umfassender abergläubische Anschauungen und zauberhafte Handlungen im Volke gesammelt und muß das Gesammelte schließlich verarbeitet werden. Aber es ist eine schöne Arbeit; denn sie gewährt uns tiefe Einblicke in den Ursprung und die Entwicklung dessen, was jedem von uns heilig ist, der Religion.

Hanns Bächtold, Basel.

## Nur in deiner Nähe

Nur in deiner Nähe ist die Ruh,  
Als ob jede Müh' und Sorge schlief.  
Alle Wunden schließen sich mir zu,  
Und ich atme aus der tiefsten Tiefe . . .

Und ich atme tief, was in dir ruht,  
Und den Dufthauch deiner weißen Kleider,  
Atme Wärme, Güte und dein Blut  
Als ein Seliger, von Last Befreiter —

Wenn du fern, ist's mir, als ob mein Herz  
Alles Denken, das nicht du bist, zehre —  
Und mir ist, als müßtest du den Schmerz  
Leise spüren, wie ich dich entbehre . . .

Wenn ich einen Tag dich nicht gesehn,  
Spür ich um mich alle finstern Mächte —  
Bitter kam er, bitter muß er gehn,  
Und wie dieser Tag sind meine Nächte . . .

Carl Friedrich Wiegand.